

immer »Der Siebte«, obwohl er durch die Verschiebung des Jahresanfangs inzwischen der neunte Monat ist. Und diese zahlenmäßige Irritation gilt auch für die Monate Oktober bis Dezember. Verrückt, nicht wahr?

Dieses Kalender-Gerüst, in das damals viele offizielle »Festtage« für römische und griechische Gottheiten integriert waren, bekam durch die überall um das Mittelmeer lebenden Juden einen besonderen Anstrich, weil diese eben den Sabbat hielten, also den Samstag »heiligten«. Das heißt: Sie weigerten sich beharrlich, an diesem Tag zu arbeiten, und bestanden darauf, pro Woche einen Tag Auszeit zu bekommen.

Noch komplizierter wurde die Wochenplanung, als dann Mitte des 1. Jahrhunderts zusätzlich die Christen ins Spiel kamen und schnell im gesamten römischen Reich christliche Gemeinden entstanden. Die wollten sich nämlich ebenfalls einen Tag pro Woche ganz auf die himmlischen Fragen konzentrieren – fanden allerdings den Sonntag viel passender als den Samstag.

Warum? Dafür gab es mehrere wichtige Gründe. Der entscheidende Grund lautete: Sonntag ist der Tag der Auferstehung Jesu. Der heilige Tag, an dem das Leben über den Tod gesiegt hat, die Hoffnung über die Verzweiflung – was in der Christenheit schon bald den erwartungsvollen Verdacht aufkommen ließ, dass auch der Jüngste Tag, sprich: der Tag der endgültigen Wiederkehr Jesu, gewisslich auf einen Sonntag fallen würde.

Dazu kam: Der Sonntag war ja der erste Tag der Woche, sinnbildlich der große Eröffnungstag der Schöpfungswoche, also der Tag, an dem Gott endlich Ordnung in das Ur-Chaos, also das Tohuwabohu, gebracht und Himmel und Erde geschaffen hatte. Und die Christen wollten schon zu Beginn ihrer Weltkarriere lieber den Anfang feiern als das Ende.

Dementsprechend schrieb der Kirchenvater Justin im zweiten Jahrhundert: *»Am Sonn-Tag halten wir alle gemeinsam eine Versammlung, weil es der erste Tag ist, an welchem Gott die Welt schuf, und weil Jesus Christus, unser Erlöser, an diesem Tag von den Toten auferstand.«*

Bald hieß der Sonntag in der jungen Kirche überall »Tag des Herrn« – und die frühen Gemeinden feierten, da sie im Gegensatz zu den Juden nicht als Arbeitsverweigerer auffallen wollten, immer gemütlich nach dem Tagwerk ihre Gottesdienste.

Bis – ja, bis der römische Kaiser Trajan Anfang des zweiten Jahrhunderts ein abendliches Versammlungsverbot einführte. Was die Christen gelassen nahmen – und sich fortan einfach am frühen Morgen trafen. Folgen hatte diese garstige Termin-Verschiebung nur für das »Abendmahl«. Denn statt eines ordentlichen gemeinsamen Festessens wurden jetzt im Morgengrauen nur noch eher symbolische Brotstückchen serviert. Das hat sich bis heute durchgehalten. Wie schade.

Es gab aber noch einen weiteren Grund für die frühe Kirche, den Sonntag zu feiern. Und diesen Grund sollten wir uns etwas genauer anschauen, weil er viel darüber verrät, wie es der Christenheit gelang, das römische Reich mit den neuen Ideen von der Liebe und der Gnade Gottes zu »erobern«.

Dazu muss man wissen: Der erste Tag der Woche hieß damals schon länger »Dies Solis«, also »Tag der Sonne« – was die Germanen später kurz und knapp als »Sonntag« übersetzten. Und dieser Tag war natürlich dem römischen Sonnengott »Sol« gewidmet. Eine Zuordnung, die den Christen verständlicherweise nicht gefiel. Doch statt sich

darüber aufzuregen, machten sie etwas äußerst Cleveres: Sie widmeten den Tag einfach um.

Für die Vertreter der neuen Glaubensrichtung war nämlich sofort klar: Das wahre Licht ist und bleibt Jesus Christus. Und das bedeutet: Für den Sohn Gottes konnte es kaum ein besseres Symbol geben als die Sonne. Mehr noch: Stand nicht schon beim alttestamentlichen Propheten Maleachi »*Euch aber, die ihr meinen Namen ehrt, soll aufgehen die Sonne der Gerechtigkeit*« (3,20)? Das hieß doch nichts anderes als: Dass Jesus die Sonne ist, war schon vor vielen Jahrhunderten prophezeit worden. Halleluja!

Fortan galt: Immer wenn die Mitglieder der christlichen Gemeinden vom »Sonntag« sprachen, dann gab es für sie keinen Zweifel, dass sich diese strahlende Bezeichnung eigentlich auf den Sohn Gottes bezieht, den Mann, der von sich gesagt hatte: »*Ich bin das Licht der Welt.*« So wurde kurzerhand aus einer alten »heidnischen« Bezeichnung eine christliche.

Das Grandiose und welthistorisch Bedeutsame an dieser Umdeutung ist: Genau so gingen die Christen nach der sogenannten Konstantinischen Wende im Jahr 313 – als Kaiser Konstantin den Übergang des Christentums zur Staatsreligion einleitete – dann auch weiter vor. Sie nahmen ganz bewusst die vielfältigen schon vorhandenen religiösen Traditionen der Menschen auf und interpretierten sie neu.

So bauten sie zum Beispiel ihre Kirchen zielgerichtet an Stellen, an denen vorher wichtige Tempel gestanden hatten. Mit der klaren Botschaft: »Leute, dass ihr betet, ist gut. Und dass ihr genau an diesem heiligen Ort hier betet, ist auch gut. Ihr solltet nur erkennen, dass ihr euch bislang beim Adressaten eurer Zuneigung ein wenig vertan habt. Ansonsten seid ihr super und alles bleibt beim Alten.«

Die Christen werteten also die alten Traditionen der Griechen und Römer nicht einfach ab, sondern machten sie zur Grundlage für ihre eigene Botschaft. Was sich als ziemlich nachhaltig erwies, weil es allen unsicheren Suchenden den Übergang zum neuen Glauben ungemein erleichterte.

Für unser Thema ist dieses Vorgehen der damals boomenden Christenheit deshalb interessant, weil die Glaubenden mit den Feiertagen genauso umgingen. So sagten sie zum Beispiel: »Also, wenn die Menschen schon immer gerne die Wintersonnenwende gefeiert haben – warum dann nicht just da das Weihnachtsfest hinlegen? Wenn die Sommersonnenwende den Leuten so wichtig ist – warum dann nicht das Johannisfest an diesem Tag feiern? (Zum Glück ist ja Johannes der Täufer genau 6 Monate vor Jesus auf die Welt gekommen.) Wenn die römischen Frauen bislang jedes Jahr am 14. Februar zu Ehren der Göttin Juno Blumen geschenkt bekamen – warum dann nicht an diesem Tag fortan an den Bischof Valentin denken, der doch auch irgendwas mit Blumen zu tun hatte.« Und so weiter ...

Das mag uns heute ein wenig skurril vorkommen, doch dürfen wir nicht vergessen, dass in der jüdischen und frühchristlichen Kultur Daten noch keine so prägende Rolle spielten wie heute. Wann Jesus genau geboren worden war, wusste ohnehin keiner (weil es lange Zeit keine Rolle gespielt hatte). Was also sprach dagegen, seinen Geburtstag im Dezember zu feiern? Die Christen legten einfach einen Tag fest. Und es schadete überhaupt nicht, dafür überlieferte Festtermine anderer Kulturen zu nehmen, die den spirituell Interessierten viel bedeuteten.

Außerdem fanden sich ja tatsächlich überall inhaltliche Anknüpfungspunkte: Weil es offensichtlich ein uraltes Bedürfnis gibt, in der dunklen Jahreszeit kurz vor Neujahr ein großes Fest zu feiern, ließ sich doch kaum ein besserer Zeitpunkt finden, um die Geburt Jesu zeichenhaft zu begehen. Ich vermute mal: Damals ist wohl auch noch niemand auf die Idee gekommen, zu behaupten, Jesus wäre tatsächlich genau an einem 25. Dezember geboren. Das Datum war zweitrangig, es ging um den Anlass.

So verbanden sich die vielen neuen christlichen Feste erstaunlich reibungslos mit teilweise viel älteren Traditionen und Bräuchen. Und darum leben in unseren Feiertagen auch noch ganz viele Sehnsüchte und Hoffnungen anderer Kulturen mit.

Zur Vervollständigung dieser kleinen Kalendergeschichte sei hier noch erwähnt, dass der Sonntag am 3. März 321 offiziell als arbeitsfreier Tag eingeführt wurde. Kaiser Konstantin, der erste christliche Kaiser, verkündete damals: *»Alle Richter, die Stadtbevölkerung und die Betriebe aller Gewerbe sollen am verehrungswürdigen Sonn-Tag ruhen.«* Das heißt: Die Bauern durften anfangs noch weiterarbeiten – allerdings nur, bis die Verordnung schon wenig später, im Jahr 337, auf alle Bevölkerungsgruppen ausgeweitet wurde.

Um der nun vom Sonntag geprägten Woche noch mehr Struktur zu verleihen, erklärten die kirchlichen Leitungsgremien dann auch bald den Mittwoch und den Freitag zu Fastentagen (in Abgrenzung zu den Juden, die montags und donnerstags fasteten). Sprich: Zwei weitere Wochentage bekamen ein besonders geistliches Gepräge und forderten auf, durch das Einhalten von bestimmten Speisevorschriften den Alltag zu durchbrechen.

In diesem Zusammenhang muss man sich allerdings bewusst machen, dass das Wort Fasten sprachlich von »Festhalten« kommt. Es ging bei diesen Vorschriften also weniger darum, auf etwas zu verzichten, als darum, durch ein besonderes Verhalten (etwa beim Essen) den eigenen Glauben bewusster wahrzunehmen und zu vertiefen.

Von da an blieb der Kalender ziemlich konstant, bis im 16. Jahrhundert einige Wissenschaftler verblüfft entdeckten, dass die Zahl der Schaltjahre, die Julius Caesar eingeführt hatte, nicht exakt genug berechnet worden war. Und das hieß: Der offizielle Frühlingsanfang rutschte im Jahreskreis immer weiter nach vorne und drohte allmählich in den Wintern zu fallen.

Daraufhin machte der damalige Papst Gregor etwas total Lässiges: Er strich einfach 11 Tage aus dem Kalender. Ja, im Jahr 1582 folgte auf den 4. Oktober direkt der 15. Oktober. Lustig, oder? Allerdings war die Kirche damals schon mehrfach gespalten, und weil nicht alle Teilkirchen diesen eleganten Zeitsprung des katholischen Oberhauptes aus Rom mitmachen wollten, gibt es seither in manchen Konfessionen tatsächlich andere Zeitrechnungen.

Bedeutsamer war aber: Als die Fixpunkte des »Kirchenjahres« (übrigens ein Begriff, den der lutherische Theologe Johannes Pomarius im Jahr 1585 prägte) erst einmal festgelegt waren, hatte das weitreichende Konsequenzen. Zum Beispiel für weitere Festtagstermine: Wenn Jesu Geburt jetzt immer am 25. Dezember gefeiert wurde, dann gab es ja auch keinen Zweifel, dass seine Mutter Maria exakt 9 Monate vorher schwanger geworden war. Schwupps: Am 25. März wird jetzt »Mariae Verkündigung« gefeiert. Und wenn Jesus 40 Tage nach seiner Auferstehung gen Himmel gefahren war,

dann lag natürlich auch der Termin für »Christi Himmelfahrt« von nun an fest. Blitzschnell wurden so aus den ersten Festen ganze Festzyklen.

Und nicht nur das: Weihnachten und Ostern entwickelten sich so sehr zu den zentralen Feiern der gesamten Christenheit, dass man beschloss, ihnen jeweils eine angemessene Vorbereitungszeit zuzuordnen. So kam es, dass den Feiertagen sowohl im Herbst als auch im Frühling eine 40tägige Fastenzeit vorgeschaltet wurde: Die vor Weihnachten begann mit St. Martin, die vor Ostern mit Aschermittwoch (wobei die Sonntage nicht mitgezählt wurden – weil man am Sonntag ja feiern und nicht fasten soll).

Die Zahl 40 wird uns übrigens in diesem Buch des Öfteren begegnen, weil sie nicht nur in der Christenheit, sondern auch im Judentum als heilige Zahl gilt. Das wiederum hat mit den vielen prägenden biblischen Geschichten zu tun, in denen sie vorkommt: Jesus ging 40 Tage in die Wüste, bevor er anfang, als Wanderprediger umherzuziehen. Die Sintflut dauerte genau 40 Tage. 40 Jahre zog das Volk Israel über die Halbinsel Sinai, bevor es ins gelobte Land Kanaan durfte. 40 Tage zog sich der Prophet Elia zurück, bevor er sich zum Berg Horeb aufmachte. Die Stadt Ninive sollte 40 Tage nach der Prophezeiung von Jona untergehen – und so weiter.

Die »40« steht also schon seit Jahrtausenden symbolisch für eine Zeit des Übergangs, der Vorbereitung und des Neuanfangs. Eine Zahl, wie geschaffen für die Einstimmung auf die frisch implantierten, zentralen Feiertage der Christenheit.

Bevor die Christen mit ganzem Herzen die Geburt Jesu oder seine Auferstehung feiern durften, sollten sie die jeweilige Fastenzeit nutzen, um sich innerlich auf diese einzigartigen, weltbewegenden Ereignisse einzustimmen.

Eigentlich ein weiser Gedanke: Die Fastenzeiten sind quasi so etwas wie »gestaltete Vorfreude«, gemeinsam zelebrierte Vorbereitung. Damit man etwa an Weihnachten nicht aus dem Alltagsstress direkt in das Fest hineinstolpert, sondern einen echten Advent erlebt. Und ich sag mal so: Wenn man gerade sechs Wochen Fasten durchgestanden hatte, dann schmeckte ein Spekulator an Weihnachten garantiert anders, als wenn man seit August jeden Tag ein halbes Päckchen gefuttert hat.

Und weil man Feste mit allen Sinnen feiern sollte, schuf Papst Innozenz III. Ende des 12. Jahrhunderts zudem noch einen verbindlichen Farbkanon für die Kirche. So etwas wie ein »Kirchenjahr für die Augen«. Das heißt: Jede Festzeit bekam eine eigene Farbe, die den Glaubenden, die ja meist nicht lesen konnten, veranschaulichte, was gerade gefeiert wurde. Dabei steht Weiß für Jesus Christus, Rot für den Heiligen Geist, Violett für die Verbindung von Himmel und Erde und Grün für das Leben und die Natur.

Wundern Sie sich also nicht, wenn in Kirchen der Altar und die Kanzel im Lauf des Jahres mit verschiedenen Farben geschmückt werden. Das ist ein buntes Zeichen für die Festzeit, in der wir uns gerade befinden.

So, jetzt wissen Sie schon mal, wie es überhaupt zu unserem »Kirchenjahr« gekommen ist. Erstaunlich, oder? Ich finde dabei vor allem einen Gedanken faszinierend: Das Christentum hat das zeitlose Bedürfnis der Menschen nach Feiern und Feiertagen aufgenommen, sich die dahinterstehenden Lebensthemen zu eigen gemacht – und sie mit dem verbunden, was es selbst als göttliche Offenbarung zu erkennen glaubte.

Ja, mehr noch: Es war der Überzeugung, dass im Evangelium von Jesus Christus genau die existentiellen Fragen beantwortet werden, mit denen sich die Menschen schon vorher an ihre jeweiligen Gottheiten gewandt hatten.

Insofern führt uns die Betrachtung des christlichen Festkreises wahrhaftig an die Wurzeln des menschlichen Daseins. Was es dabei genau bedeutet, die zeitlosen Emotionen und Wünsche der Menschheit festlich zu betrachten, dem spüren wir im nächsten Kapitel nach – bevor wir die einzelnen Feiertage gemeinsam durchgehen, um die in ihnen anklingenden Lebensthemen zu beleuchten. Das wird wirklich anregend.